

Die Neue Welt

Illustrirte Unterhaltungsbeilage

1897

Nr. 4

Wie schnell ist eine Nacht vorbei!

Von Dorothea Goebeler.

Wie schnell ist eine Nacht vorbei!
So tanzt und jubelt, tanzt und lacht!
Die Geige lockt, die Flöte klingt,
Es währt die Lust nur eine Nacht —
Und schnell ist eine Nacht vorbei!
Und immer, immer wilder schwingt
Sich durch den Saal der Tänzer Reih.
Genießt! Genießt! Das Leben winkt
Euch zu in Herrlichkeit und Pracht.
Genießt, genießt die selbe Nacht —
Wie schnell ist eine Nacht vorbei!

In kalter Kammer sitzt ein Weib,
Ein müdes Weib, und näht und näht,
Daß nur die Arbeit fertig sei
Und neu erkämpft ein Tag der Noth,
Bevor die Nacht zu Ende geht —
Und schnell ist eine Nacht vorbei . . .
Und aus dem Dunkel grinst der Tod
Und wiegt das Knochenhaupt und lacht:
„Von Lust und Sorge mach ich frei,
Mein ist der Erde Daseinsnacht —
Und schnell ist eine Nacht vorbei!“

Spielkinder.

Roman von Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Herbstabend! — Ich eise, um heimzukommen.
Lies bleibt etwas zurück.
„Lies!“
Sie antwortet nicht. Ich drehe mich um.
„Lies?“
„Ah — Ah —“
„Lies, warum weinst Du denn, Mädchen? Hast Du Dich vorhin beim Fallen geschlagen?“
„Ah —“
„Frierst Dich in Deinem dünnen Stummkleid?“
„Ah —“
„Laufe ich Dir zu schnell?“
„Ah — Ah —“, aber keine Antwort.
Ich trete zu ihr hin. „Lies, sage mal, was ist Dir? Warum weinst Du denn?“
Sie sieht mich verächtlich an, beißt trogig die Lippen aneinander, so daß sich an der Nase zwei Häkchen bilden — jener verdammte Zug, den ich auch bei der Mutter bemerkt hatte — und schweigt.
„Lies, was soll denn das?“ — Sie schweigt.
„Lies!!!“
Ich bin leider sehr jähzornig, ich greife sie an der Schulter und schüttle sie.
„Siehst Du, Du bist gerade so schlecht zu mir, wie die Andern; psui, Georg, ich bin mit Dir böse!“
Sie läuft einige Schritte von mir fort.
„Lies!!“
Sie bleibt stehen, sieht mich fragend von der Seite an und kommt wieder zu mir. Sie zittert vor Kälte oder vor Aufregung. Sie wagt es nicht mehr, mich anzusehen, steht vor mir wie ein begossener Pudel.
„Komm, Lies!“ und ich nehme sie bei der Hand, „komm!“ —

„Sag' mal, Lies, weshwegen hast Du denn vorhin geweint?“
„Weil Du so schlecht zu mir bist!“
„Aber Lies, wie soll ich denn zu Dir sein?“
„Ander!“
„Aber was hast Du denn heute, Du heulst ja schon wieder?“
„Ach, sie sind Alle so schlecht zu mir! Du glaubst wohl, ich weiß das nicht, wie sie von Müttern im Haus reden — — ich weiß das wohl nicht — — und wenn Vater heute wieder betrunken nach Hause kommt, wie er dann schimpft!“
„Was schimpft er denn?“
„Ole Schlampe, sagt er zu Müttern.“
„Was ist denn das?“
„Das weiß ich nicht, aber was Böses ist es, denn was Gutes sagt Vater nicht!“
„Lies, weshwegen bin ich aber denn auch schlecht zu Dir?“
„Weil Du mich nicht lieb hast!“
„Wie?“
„Ja, Du hast mich auch garnicht lieb!“
„Nein!“
„Sie weint schon wieder.“
„Aber — Lies, was soll ich denn thun?“
Keine Antwort. Ich nehme ihren Kopf zwischen beide Hände: „Aber Lies, Du mußt doch nicht so traurig sein,“ und rede ihr gut zu, wie man mit einem kranken Thiere spricht. Sie sieht mich wehmüthig an, schlägt dann die Augen nieder und öffnet die Lippen, gleich einem Fisch, den man aus dem Wasser nimmt.
Plötzlich drückt sie den Kopf langsam nach vorn, sieht mir starr in die Augen, ganz starr, und küßt mich. Ich springe entsetzt zurück und wische mir den Mund ab.
„Georg, mein Alter is ein Susskopp, meine Mutter kann mich nich ausstehn, die is falsch auf

mich wie Galgenholz. Ich muß doch irgend Jemand gern haben dürfen!“

Sie weint immer noch. Ich bin rathlos, das Kind thut mir leid, ich verstehe sie ja vollkommen, aber — — Gott, wie hübsch sie aussieht! Diese wunderbaren großen, grauen Augen, die welligen, dunkelbraunen Haare.

„Lies,“ sage ich, nur um etwas zu reden, „wart' nur, als meine Frau sollst Du es besser als zu Hause haben, da kriegst Du alle Tage —“

„Georg, willst Du mich heirathen?!“

„Ja!“

„Au, das wird hübsch! Wann willst Du mich denn heirathen?“

„Wenn ich groß bin!“

Ihr Gesichtchen wird ernst und lang.

„Ach — — ich dachte, Du wolltest mich gleich heirathen, damit ich von Haus fortkäme!“

„Lies, sieh mal, eigentlich kann ich Dich ja garnicht heirathen, Mutter hat gesagt, ich müßte einmal eine sehr reiche Frau bekommen, denn ich hätt' nichts!“

Oh weh! Sie weint schon wieder! Wie bekomme ich sie zur Ruhe! Ich rede beschwichtigend auf sie ein, es nützt nichts! Ich weiß nicht, wie es kam, plötzlich fühlte ich solch unbeschreibliches, eigensüchtiges Mitleid mit der Lies, und ehe ich mich versah, hatte ich sie geküßt, eins, zwei, zehn, zwanzigmal!

Diesen Tag und die nächsten Tage machte ich gar keine Schularbeiten, ging früh zu Bett und lächelte noch im Dunkeln selig und verständnißlos vor mich hin, spitzte die Lippen, schloß die Augen und ließ die wohlthätige Bettwärme auf mich einwirken.

Und von nun an bestand zwischen uns Weiden ein unsichtbares Band, das uns beim Versteckspielen

„absichtslos“ in dieselben Winkel zusammenführte, wo wir im Halbdunkel oft viertelstundenlang zusammenkauerten, kein Wort sprachen — was hätten wir uns auch zu sagen gehabt? — aber uns nach Herzenslust abkühlten.

Jedoch Eugen Sallé schien von meiner Liebe etwas zu ahnen und sofort begann er mich zu überbieten. Er hatte jetzt Tanzstunde und allsonntäglich war eine Andere die Dame seines Herzens. Ja, er machte sogar Gedichte, welche, wie ich später bemerkte, eine beängstigende Ähnlichkeit mit denen eines gewissen Dichters hatten. Die Gedichte wurden von mir, sowie von Allen, besonders aber von seiner Mutter, andachtsvoll bewundert.

Heute schwärmte er für die holde „Herzengönigin“ „Fräulein“ Schulz; sie war schon beinahe vierzehn Jahre alt, hatte rosa Tanzschuhe und rosa Haarschleife und unterhielt sich mit den jungen Herren nur noch über Schillers Frauengestalten; nächsten Sonntag für der „Herzengönigin“ Schwester, Gretchen Schulz, auch nur Gretchen genannt, welche elf Jahre alt war, blaue Tanzschuhe und blaue Haarschleife trug und noch so reizend naiv war, sich mit einigen der „Herren“ Schüler der Quarta bis Obertertia hiesiger höherer Lehranstalten zu buzen.

Er saß mit Rosenbouquets auf Gartenzäunen und ließ sich von zornigen Diensthofen Hintertreppen hinunterwerfen.

Wenn er mir seine Herzenserlebnisse beichtete, lachte ich ihn aus, sagte, daß ich ihn nicht begriffe, und war im Innern stolz darauf, meine Geheimnisse so gut bewahren zu können.

In der Klasse erreichte ich in diesem Jahre mein Ziel nicht und blieb sitzen.

Nun wollte Louise von uns fort. Das war ein schwerer Schlag für mich, denn sie war noch das einzige Wesen, an dem ich wirklich hing.

Als sie den letzten Abend bei uns war, kam der Bräutigam — die „beliebig ordinären“ Kollegen hatten ihn wieder einmal „absolut“ verführt — stark angetrunken zu uns, setzte sich in der Küche auf einen Stuhl, stürzte ein Glas Wasser nach dem anderen hinunter und schimpfte, daß Louise noch nicht fertig wäre, wie lange man denn eigentlich warten müsse, es wäre eine Rücksichtslosigkeit von der Herrschaft — — und — — — eine Pöbelhaftigkeit — — eine „absolute“ Pöbelhaftigkeit!

Dann trug er Louisens Reisekorb hinunter, und ich nahm indessen von ihr Abschied. Wirklich, es fiel mir schwer, es schnitt mir ins Herz, ich hätte beinahe geweint, besonders da Louise, bei der überhaupt die Thränen ein wenig lose saßen, sehr gerührt war. Jedoch mir merkte Niemand auch nur die leiseste Regung an.

„Adieu, Louise, laß es Dir gut gehen!“

„Thut es Dir nicht leid, daß Louise von uns fortgeht?“ fragte Mutter.

„Warum? Sie konnte doch nicht ewig bei uns bleiben!“

Als sie aber herausgegangen, und ich allein, da nahm ich schon mein Taschentuch und wuschte mir ganz verstohlen die Augen.

„Louiseken, Eine die es so gut mit mir gemeint hat, wie Du, werde ich wohl nicht noch 'mal finden.“

Und wieder war ein Halbjahr verstrichen, ohne daß es etwas in unserer Lage geändert hätte.

Lies und ich hielten immer noch zusammen, trotzdem es mir schien, als ob sie zu Eugen wohl etwas zu freundlich wäre.

Auch wußte sie jetzt schon ganz genau, wie hübsch sie war, stellte sich gern vor den Spiegel, suchte alle möglichen Lappen hervor, um sich zu pudern, und war stolz wie ein Pfau, als ich ihr einmal einen kleinen mechten Ring mit einem rothen Stückchen Glas schenkte, den sie von nun an nicht Tag noch Nacht vom Finger ließ.

Mutter, die früher kaum eine Nadel angerührt hatte, hatte mit den Jahren so ausgezeichnet Strümpfe stopfen gelernt, daß man sie hierin sogar eine Künstlerin oder wenigstens Virtuosa hätte nennen können. Auch hatte sie sich allerhand kleine Geheimnisse der

sparfamen Kochkunst zu eigen gemacht. Sie verstand es, galvanische Butterüberzüge über die Brotschnitten zu machen, mit einem Ei vier Stullen zu belegen, eine Apfelsine in dreißig Theilchen zu schneiden, so daß Keiner etwas von ihr bekam. Ferner sorgte sie dafür, daß ihre wirklich guten französischen Kenntnisse nicht eintroseten und die Worte pas un pfenning* schien sie stets mit besonderer Liebe zu behandeln.

Der Aristokrat war mit den Jahren noch reicher geworden; ich glaube, er hielt sich zwei Männer, die ihm täglich das Geld umschippeten, damit es nicht schimmelig würde. Er lebte vergnügt in den Tag hinein und war fest von seiner eigenen Herzengüte und Unfehlbarkeit — jener Geistesgröße der Reichen — überzeugt. Er kümmerte sich blutwenig um seine armen Anverwandten, um seine arme Schwester, die jetzt das Strümpfestopfen so ausgezeichnet erlernt hatte. Nein, um die kümmerte er sich durchaus nicht. Er ließ seine überflüssigen Mittel lieber einer anderen Dame angedeihen, die mehr durch Schönheit als durch Bildung sich auszeichnete, aber trotzdem aristokratischen Gewohnheiten nicht abhold war. Auf allen Rennen war sie zu finden, interessirte sich für vingt et un,** Pharaon und Unionklub, konnte mit bewunderungswürdigem Scharfsinn von Menüarten die feinsten Speisen und Weine auswählen und konnte von den skandalösen Liebchaften anständiger Bürgerfrauen mit einer leichtsinnigen Geschwägigkeit sprechen, deren Zungenfertigkeit wahrlich einem Rechtsanwalt Ehre gemacht hätte.

Aber was verfährt das Alles bei der Summe ihrer sonstigen guten Eigenschaften?! Sie konnte lieben — und das genügt doch jedem Aristokraten von hervorragenden Geistesgaben!

Unrecht wäre es nun, zu sagen, daß der Aristokrat vollends rücksichtslos gegen seine andere Frau gewesen wäre. Nein, ihr mußte er ja sogar dankbar sein, denn von ihr hatte er das Geld, das ihm Klugheit, Rang, Titel, Ehren und ein hübsches Verhältniß gegeben!

Nein, das konnte ihm Niemand nachsagen, er war stets gegen seine Frau höflich gewesen, hatte mit ihr Bälle, Konzerte, Theater, Bäder besucht, hatte mit ihr zwei Kinder gezeugt und sie schon Jahrzehnte hindurch hintergangen.

Sie war nicht hübsch, etwas verwachsen — sie wollte es zwar nicht wahr haben — geistig wenig begabt und sehr gutmüthig. Sie hatte endlich jegliche eigene Meinung verloren und war vollkommen in der Liebe zu ihrem Gatten, in dem sie den Jubegriff edler Männlichkeit und neuer Moden sah, aufgegangen. Man hatte eigentlich nie von ihr etwas gehört oder gesehen, sie war wie der Schatten neben dem Aristokraten hergegangen und auch wie dieser von ihm mit Füßen getreten worden.

Und dieser Schatten, der ihm nun treulich über zwanzig Jahre gefolgt war, der nie sich irgendwie unangenehm bemerkbar gemacht hatte, wollte mit einemmal kontraktbrüchig werden und nicht weiter mitspielen!

Man zog die großen Aerzte zu Rathe — umsonst. Sie unterhielten sich lateinisch — und Alle einigten sich endlich auf ein hübsches Wort, welches dem deutschen Wort „Auflösung“ gleichbedeutend ist. Nur wann diese höhere Verordnung in Kraft treten würde, darüber konnten die Herren durchaus nicht schlüssig werden. Tage, — Wochen, — ja, Einer behauptete sogar, Monate könnte es sich noch hinziehen, er hätte schon einmal einen ähnlichen Fall gehabt.

Der Aristokrat härmte sich ab. Nicht einmal mehr Gänseleberpasteten fanden seinen Beifall!

Es ist doch wirklich traurig, wenn man so ein altes, treues Stück seines Hausinventars verlieren soll, an das man sich so gewöhnt hat — traurig — traurig — wahrhaft traurig!

Die Kranke war sehr freundlich und ruhig, bedankte sich für die kleinste Handreichung, konnte sich aber durchaus nicht darüber klar werden, zu welchem Zweck sie hier auf der Welt noch Menschen quäle.

* Rein Pfennig.

** Einundzwanzig, ein Hazardspiel.

Jede Nacht mußte, da sie keinen Schlaf finden konnte, einer der Angehörigen bei ihr wachen, denn sowie sie mit der Wärterin allein war, fürchtete sie sich und hatte Todesgedanken.

Zwei Nächte that es der Aristokrat, zwei Nächte der Sohn, zwei Nächte die Tochter, und dann waren die Kräfte aller Drei erschöpft! —

Und da zog das kleine dicke Frauchen seinen alten Regenmantel an — der Wintermantel begann sich schon in seine einzelnen Bestandtheile aufzulösen und war beim besten Willen nicht mehr salonsfähig — und ging zu ihrer kranken Schwägerin: wir sollten uns einrichten, so gut es ginge, es wäre fraglich, wann sie wiederkäme! „Adieu!“

Mittag — Nachmittag — Abend — — wo bleibt sie denn nur?

Ich gehe ein wenig auf die Straße, ihr entgegen. Es dunkelt schon, an der Ecke bleibe ich stehen, sehe nach der Richtung, von welcher sie kommen müßte. — Niemand! —

Plötzlich in der Ferne: Hallo, Lärmen, Gejohle; ein Menschenknäuel wälzt sich die Straße herunter, auf mich zu taumelt ein Betrunkener, dem wie ein Kometenschweif eine Hecke Kinder folgt. Der Mann singt laut, schwankt von der einen Seite auf die andere. Zeitweise dreht er sich um und taumelt, drohend einen Knittel schwingend, einige Schritte rückwärts zwischen die Kinder, die mit lautem Kreischen auseinander stieben.

„Ihr verfluchte Lausbände,“ schallt es zu mir herüber, „ich bezahle meine Steuern, ich bin ein ehrlicher Mann, — ein Ehrenmann — weg sag ich — weg — ja, Ihr denkt wohl, weil ich heute so lustig bin, daß ich keine Steuern bezahle, aber — un det sag' ich Euch — —“

Er fiel und lag der Länge nach da; regungslos streckte er alle Viere von sich, und Niemand getraute sich ihn anzufassen oder gar aufzurichten.

Die Kinder, die vorher so gejohlt, standen still und sahen in ehrfurchtsvoller Entfernung, und eines nach dem anderen begann sich heimlich fortzusteilen.

Ich lief herzu und rüttelte ihn an der Schulter, versuchte ihn umzuwenden, um zu sehen, ob er sich etwas gethan hätte, da sprang er auf — er hätte mich beinahe ungerissen — Blut rieselte ihm von der Stirn über das Gesicht.

Herrgott — Weise — der Steinträger! Lies' Vater!

„Bartet, Lausbände, verfluchte Mistfinken verdammt, ich bezahle meine Steuern —“ und wieder taumelte er zwischen sie — „und sonst pfeife ich auf den ganzen Schwindel — laßt doch 'nen anständ'gen Mann ruhig gehn — ihr rognäsige Kröten!“

„Etsch, etsch!“ johlten die Kinder, „oller Suffkopp — etsch — oller Suffkopp — etsch —“

Besonders aber ein kleines Mädchen kreischte wie toll: „Oller Suffkopp — oller Suffkopp —“

„Lies! — Lies! — Mädchen, schämst Du Dich denn nicht?“

Sie sieht mich an und lacht frech. Wieder jener Zug um die Nase, der mir schon oft aufgefallen.

„Ach wat, wat seht Dir denn det an, wat ich hier mache!“

„Komm mit!“

„Brauch ich ja nich! soll ich ja nich! muß ich ja nich!“

„Komm, Lies!“

Ich greife ihre Hand und ziehe sie trotz ihres Sträubens mit mir. Sie drückt mit der Linken gegen meinen Unterarm, versucht sich loszureißen —

— sie weint und bittet, ich solle sie loslassen —

„Nein!“

Endlich beruhigt sie sich ein wenig.

„Sag' mal, Lies, wie konntest Du denn nur Deinen Vater schimpfen, liebst Du ihn denn garnicht?“

„Ne!“

„Lies! Aber es ist doch Dein Vater —“

„Ach wat, det Was!“

„Und er sorgt doch für Dich, giebt Dir Kleider und Essen, sorgt für Deine Mutter —“

„Ach, wat verstehst Du Malooge denn von de Eche!“

„Mädchen, werd' nicht frech!“

Ich bin kaum noch Herr meiner selbst, wila sie

bei der Kette fassen, beherrsche mich aber noch und ziehe gleich wieder die Hand zurück.

„Siehst Du, Du bist doch so Eimer, wenn man Dich küßt, det is Dir recht — aber —“

Ich beiße mir auf die Lippen, mir zuckt in den Fingerspitzen —

Anerkennung Pöbelhaftigkeit läßt sich abgewöhnen, angeborene nie verleugnen!

Lies war nicht schlecht. — Das Kind hatte einen Charakter, — bloß jetzt hatte sie viel mit Straßenkindern verkehrt, hatte allerhand gelernt, was sie eigentlich noch nicht hätte wissen dürfen, und sich den rohen, frechen Ton der Berliner Straßenjugend angeeignet.

Eine Weile gehen wir stillschweigend nebeneinander. Ich bin etwas ruhiger geworden, trotzdem es mir immer noch in den Schläfen hämmert. Wohin wir wollen, weiß ich selbst nicht.

„Komm, Lies, wir gehen wieder nach Haus!“

Ich kehre um. Sie bleibt stehen und beginnt zu weinen.

„Aber, Lies, es bleibt Dir doch nichts Anderes übrig, wo willst Du denn hin?“

Sie sieht mich groß an. Wieder jener verdamnte Zug um die Nase.

„Nun, Lies?“

„Ins Wasser!“

Das hatte ich nicht erwartet! Ich bin starr vor Schrecken, sehe sie schen an, sie weint nicht mehr. Ihr Gesicht ist vollkommen bewegungslos, ernst und spöttisch. Ich hätte nie gedacht, daß diese hübschen, großen Augen einen so kalten Ausdruck annehmen könnten.

Ich traue mich kaum nach dem Kanal hinüberzusehen, der da hinten so braungelb und träge dahinschleicht, fast lautlos; nur zeitweise gurgelt oder plätschert es leise, wenn ein Schiffer das Strohrohr aus dem Wasser zieht.

„Lies, willst Du denn wirklich ins Wasser gehn?“

„Ja!“

„Weshalb denn?“

Ich fasse sie unwillkürlich etwas fester um das Handgelenk.

„Ach, es ist so scheußlich, sie sind Alle so schlecht zu mir!“

„Lies! Aber ich hab' Dich doch noch gern!“

„Du?! Ach kiel mal, Du würdest Dich ja auch freuen,“ und sie sieht mich mit ihren ohnehin schon nicht kleinen Augen so an, als ob sie mir grad ins Herz sehen wollte.

„Ja, und dann würde sich mein Vater grämen, siehst Du, das soll er, das ist seine Strafe, und Du würdest Dich auch grämen, und das wär Dir ganz recht!“

„Aber Lies, wie kannst Du nur solchen Unsinn reden, so aus freien Stücken macht man sich nicht todt — wenn man —“

„Ich will aber!“ Und sie stampft mit dem Fuß auf.

„Aber, Lies, sieh doch mal —“

„Nein, ich will von Dir nichts wissen!“

„Ich habe Dir doch garnichts gethan!“

„Nein, Du nicht! Aber ich habe solche Angst, nach Hause zu gehen!“

„Ach komm nur, es wird Dir schon Niemand was thun, dafür bin ich da! Sie sollen Dich nicht schlagen!“

„Au! Du schlägst sie dann wieder!“

„Ja, aber mächtig!!“

Lies schmiegt sich an mich und sieht vertrauensvoll zu mir empor.

Gott, was sollte ich Knirps wohl gegen diesen groben Lämmel von Steinträger ansprechen?

Lies zittert immer noch, ruckweise durchzuckt es ihren kleinen Körper. Ich fühle inniges Mitleid mit ihr und küsse sie auf die Augen. Wirklich, ich hatte es ja auch nicht gut und mich auch daran gewöhnt, dem Hunger und Mangel scharf ins Gesicht zu sehen, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, aber so schlumm hatte ich es doch nicht.

Ruhig ging sie wieder mit mir zurück; fest davon überzeugt, daß ich sie gegen sämtliche Unbilden schützen würde.

Armes Kind! Was sollte ich wohl thun?

Ich fürchtete ja selbst, Schelte zu bekommen.

Je näher wir unserem Haus kamen, desto erregter wurde Lies, und ich fühlte durch das dünne Stattenkleidchen — noch dasselbe wie im vorigen Sommer; es war ihr aber schon so kurz, daß sie beinahe wie eine Ballettuse darin aussah — ordentlich das Pudern ihres Herzens.

Als wir in den Hausflur traten, scholl uns schon über den Hof ein wüster Lärm entgegen: das Keifen einer Weiberstimme und das dumpfe Brüllen einer Männerstimme, die wie abgestimmt zueinander paßten. Im ganzen Hause hatten die Diensthöten die Küchenfenster weit geöffnet, so daß sich große Lichtquadrate auf die dunkeln, gegenüberliegenden Wände ergossen, lehnten sich über die Brüstungen und lauschten mit offenen Mäulern, daß ihnen nur kein Wort dieser zärtlichen Unterhaltung entginge.

„Ich glaube, der Kerl schlägt die Frau noch todt,“ rief Die von einer Treppe ihrer gegenüberliegenden Freundin von zwei Treppen zu.

„Wär auch nicht schade darum,“ rief diese zurück. Alle lachten. Ja, das war doch mal ein Wig.

Wir drückten uns fest gegen die Mauer. Drinnen tobten die Weiden. Sie schrie, wo der Wochenlohn geblieben, und er meinte, sie solle sich das Geld von „Dem“ geben lassen; wenn er ihn aber trafe, würde er ihm sämtliche Knochen im Leibe kaputt schlagen, das sage er und dafür zahle er seine Steuern, und die Lies würde genau mal so „Eine“ werden — wo das Mensch sich schon wieder herumtrieb! — Ja, die würde noch einmal im Kinnstein enden, trotzdem er ehrlich seine Steuern bezahle.

Das Kind neben mir weinte nicht. Sie war einen Schritt vorgetreten und blickte starr auf das erleuchtete Kellerfenster. Jener Zug trat noch schärfer wie früher hervor und im Gesichtsausdruck lag jetzt eine so spöttische Verachtung, wie man sie sonst nur bei Erwachsenen finden kann.

Wohl eine Viertelstunde standen wir so, lautlos; ich hörte nur die Schimpfworte und, wenn diese auf einen Augenblick verstummten, Lies' Athem, der so heftig ging, als ob sie stark gelaufen wäre; dann öffnete sich die Kellerthür und der Steinträger Weise kloste die Stufen herauf. Er war jetzt nüchtern genug, um wieder von Neuem mit Trinken beginnen zu können.

Hinter ihm ergoß sich, wie schmutziges Wasser aus einem Eimer, eine Fluth gemeiner Schimpfworte. Als Weise schon eine Weile verschwunden war, huschte Lies in den Keller, ohne mir auch nur gute Nacht zu sagen. (Fortsetzung folgt.)

Die Tacquerie.

Geschichtliche Skizze von A. Volkner.

I.

Wenn im Frankreich des 14. Jahrhunderts ein Söldnerheer entlassen wurde, hatten dessen Mitglieder gewöhnlich nicht diesen Fall der „Arbeitslosigkeit“ vorausgesehen und etwas auf die hohe Kante gelegt, sondern sie standen zum weitans größten Theil in diesem Augenblick ohne Mittel und Unterhalt. Nun war ja das Bequemste, die „gelernte Arbeit“, den Krieg, einfach fortzusetzen, obgleich eigentlich Friede im Lande herrschte oder doch herrschen sollte. Sie übersielen Städte, Flecken und einzelne Häuser, in größere oder kleinere Trupps sich zusammenhüthend, nahmen mit sich, was nicht niet- und nagelfest war, fingen Leute von der Straße weg und zwangen sie, ihre Angehörigen zur Zahlung hoher Lösegelder zu bestimmen.

Am schlimmsten waren in dem Gau, in welchem solche Banden ihr Wesen trieben, die Bauern, die Bewohner des flachen Landes, daran.

Zudem war dieses Brigantenthum weit entfernt davon, Denen, die es ausübten, zur Schande zu gereichen, im Gegentheil, es brachte neben klingendem Gewinn sogar Ruhm und Ehre, eine besondere Standesehre, nämlich die Brigantenehre. Die Begriffe sind ja so verschieden zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Leuten. Der Geschichtschreiber Froissart (spr. Froassahr) erzählt von mehreren

dieser Banditenhäuptlinge, daß sie große Vermögen zusammengehoben haben. Von dem Ansehen, das diese Buschklepper bei der „guten Gesellschaft“ genossen, zeugt das Beispiel „der erhabenen und edlen Prinzessin“ Madame Isabella von Julien, welche über die Räuberheldenthaten eines verwegenen jungen Schnapphahns, der in den Provinzen Champagne und Brie die Straßen unsicher machte, so entzückt war, daß sie ihm edle Roffe, zärtliche Liebesbriefchen und zahlreiche sonstige Beweise ihrer Bewunderung und zarten Neigung zusandte.

Selbst das Königthum, welches doch verpflichtet gewesen wäre, die friedlichen Unterthanen vor den Nordbrennern und Räubern in Schutz zu nehmen, nahm Theil an den Sympathien der vornehmen Damen, deren wir gedacht haben. Philipp von Valois (spr. Wahloa) bot Croquant (spr. Krodahr), einem berühmten Bandenführer in der Bretagne (spr. Bretan), an, ihn zum Ritter zu machen, ihm eine sehr reiche Heirath zu vermitteln und jährlich eine Rente von 2000 Pfund zu zahlen. Einen anderen Strauchdieb der Art, Namens Bacon, einen verwegenen und verschlagenen Krieger, zog der König in seinen Dienst und überhäufte ihn mit Ehren.

Erinnerte sich einmal ein König seiner Pflichten, Frieden und Sicherheit herzustellen, so stellte es sich gewöhnlich heraus, daß die Krone zu ohnmächtig war, um gegen die Räuberbanden mit Glück aufzutreten. Kam es wirklich zur Entsendung einer bewaffneten Macht, um die Räuber auszurotten, so dauerte es nicht lange, daß die „Netter“ den Bauern ebenso grimmig mißspielten, wie Diejenigen, gegen welche sie zum Schutze dienen sollten. Meist aber wagten die Könige garnicht, die unglücklichen Opfer der Räuberbanden in Schutz zu nehmen.

Gleichwohl aber war es den Königen auch nicht recht, wenn ihre Unterthanen von den Briganten gebrandschagt wurden, sie also selbst nicht den Arbeitsertrag Jener sich abholen konnten in Gestalt von Steuern. Da kam die Regierung auf ein höchst merkwürdiges Auskunftsmittel. Sie klagte die Bauern, welche sich von den Räubern losgekauft hatten, des Majestätsverbrechens an und presste nun unter der Firma Geldstrafe noch weitere Summen aus den Unglücklichen heraus.

Auch die geistlichen Gewalten verhielten sich, ebenso wie die Könige, höchst merkwürdig gegen die Banden und ihre Häuptlinge. Einer derselben, Regnant de Cervole (spr. Renjo dö Serwohl), wurde vom Papst in Avignon (spr. Avinjong) empfangen, wie wenn er der Sohn des Königs von Frankreich wäre; man richtete ihm zu Ehren ein glänzendes Gastmahl an und der heilige Vater vergab ihm alle seine Sünden. Beim Abschied schenkte er ihm seinen Segen und noch 40 000 Thaler zur Vertheilung unter seine Spießgesellen.

Was konnte es Schöneres geben, als so ein Räuberleben mit seiner wilden Unabhängigkeit, voll Glanz und Abenteuer, das selbst der Guld der Könige, der Päpste und der schönen Frauen nicht entbehrt?

Man kann sagen, daß nach der Schlacht bei Poitiers (spr. Poatich), in welcher die Franzosen von den Engländern geschlagen worden waren und welche zum Frieden von Bordeaux (spr. Bordo) führte, der am 23. März 1357 unterzeichnet wurde, nicht der Frieden herrschte, sondern die allgemeine Anarchie und die Räuberbanden. War früher nach Ende jedes Krieges hier und da eine Bande verabschiedeter Söldner als Landesgeißel einer Provinz aufgetreten, so wuchs jetzt dieses Räuberwesen ins Riesengroße und dehnte sich über ganz Frankreich aus. Bei vielen jener Söldner war das Räuberhandwerk ihr Beruf gewesen, bevor sie sich vermiethet hatten zu regelrechtem Krieg, sie nahmen also jetzt einfach ihren alten Beruf wieder auf.

Nun bedenke man, daß in dem unglücklichen Frankreich zwei Heere, das von den Franzosen gedungene und das des Prinzen von Wales (spr. Wähs) standen, die sich nun in eine ganze Anzahl der sogenannten „großen Kompagnien“ auflösten und das Land brandschagten in heißem Wettstreit.

Wer irgend eine Reise zu machen hatte, war genöthigt, um seines Lebens und seiner Habe auch

nur einigermaßen sicher zu sein, sich von einem der Bandenführer einen Geleitsbrief oder eine Schutztruppe von etlichen Lanzten zu erkaufen. Damit war aber noch lange nicht gesagt, daß jeder andere Schnapphahn den Brief und das Geleit seines Herrn stollegen achtete und nicht seinerseits den Reisenden und seine Habe als gute Beute betrachtete, ihn ausraubte und ein hohes Lösegeld von ihm und den Seinen erpreßte.

Am meisten litten die Provinzen Ile de France (spr. Ihl tö Frangs) und die Champagne (spr. Schangpan), also diejenigen, in denen der Bauernaufstand der Jacquerie seinen Anfang nahm.

Wenn so ein Blutegel von Bandenführer sich vollgezogen hatte und reich genug geworden war, um sich nach Ruhe zu sehnen, verkaufte er die festen Burgen oder Plätze, die er inne hatte, an einen Anderen, der das Geschäft nach ihm weiter betrieb, indem er Jenem auch den lebenden Soldatenbestand mit abkaufte. Auch verschenkt und vererbt wurden Festungen und Streitkräfte unter den Angehörigen dieser ehrwürdigen Gilde. So hatten die Opfer dieses prächtigen Unterdrückungs- und Ausbeutungssystems nicht einmal Ruhe, wenn einer ihrer Feiniger für seinen Theil das „Geschäft“ aufgab.

Wenn ein adliger Herr von den Räubern seines Rittertums, vielleicht auch seiner persönlichen Freiheit beraubt wurde, kaufte er sich und sein Gut los aus den Mitteln, welche seine Vasallen und Bauern aufbringen mußten, die also in diesem Falle von der rechtmäßigen Gewalt ebenso ausgezogen wurden, wie von den Räuberbanden. Diese fanden das Loskaufspiel sehr lohnend und es wird berichtet, daß mancher Burgherr sein Besitzthum in einem Jahre drei-, viermal von den Kompagnien auslösen mußte.

Man kann sich das daraus sich ergebende Elend und die Verzweiflung vorstellen, welchen die armen Landleute zur Beute fielen. Fortwährend schwebten sie in Todesangst, vor ihren „angestammten“ Herren nicht minder, wie vor den Soldaten-Räuberbanden. Natürlich suchten sie sich ihrer Haut zu wehren, so gut es nur irgend möglich war. Sie machten ihre Kirchen zu Festungen, umgaben sie mit Wall und Graben und trugen die außerordentliche Last einer fortwährenden Kriegsführung mit Kämpfen, Wachhalten, Schanzarbeiten und allen den Mühen und Opfern, welche der Kriegszustand den Kriegsführenden auferlegt.

In einigen nördlichen Provinzen, namentlich in der Picardie, verkrochen sich die Landbewohner in Erdhöhlen; aber wehe ihnen, wenn sie von ihren Unterdrückern entdeckt wurden! Von Glück hatten sie zu sagen, wenn ihnen ihr rechtmäßiger Herr diese Selbsthilfe nicht als Hochverrath auslegte, selbst wenn es sich um Widerstand gegen die landfremden, englischen Söldnerbanden handelte.

Die französischen Adligen waren im 14. Jahrhundert in voller Entartung begriffen. Sie sahen im Volk nicht mehr ihre gleichberechtigten Landleute, mit denen sie gleiche Interessen verbanden, sondern lediglich einen Gegenstand zur Ausbeutung, endlich sogar des Hasses, ja ihre natürlichen Feinde.

Im Kampfe gegen die Engländer zeigte sich, daß das Kriegswesen Frankreichs veraltet war. Die schwer gerüsteten adeligen Ritterheere konnten den mit Hellebarden und bleiernen Hämmern, Pikeln und Armbrüsten leicht bewaffneten flandrischen Kriegsknechten nicht Widerstand leisten, die sie sammt ihren Waffen so stolz verachteten. Dieser Irrthum rächte sich schwer; er verleitete die Adligen, auch verachtungsvoll auf die Bürgertruppen herabzublicken, welche die neue, leichtere Bewaffnung und Kriegsführung sich zu Nutzen machten, und mehr als einmal haben adeliger Hochmuth und ritterliche Verwegenheit das wieder verdorben, was Bürger- und Bauernsoldaten im Kampfe gegen die Engländer gut gemacht hatten; so z. B. bei Cruchy (spr. Kroschi), wo die Bürger von Orleans die siegreichen Engländer eine zeitlang aufhielten, aber die ordnungslose Kampflust und der sorglose Leichtsin der Ritter die Sache wieder verdarb.

Diese Herren lebten fern von ihren Sigen am königlichen Hofe und dachten garnicht daran, umsonst Heeresdienste zu leisten, sondern sahen darin

die Quelle ihres Erwerbs und ihrer Bereicherung, die sie so ergiebig wie möglich auszunutzen beflissen waren, indem sie dem Lande und ihrem König ihre Dienste so theuer wie möglich verkauften, also eigentlich keinen Deut besser waren, als irgend ein beliebiger fremdländischer Söldling. Sie hatten also eigentlich am Krieg mehr Interesse, mehr Aussicht auf Gewinn, als an geordneten Friedenszuständen. So setzte sich ein Wehrsystem in Geltung, das zugleich Feudalwesen und Söldnerwesen in sich vereinigte, um mit des Geschichtschreibers Michelet (spr. Mischelehs) Worten zu reden. Eine grauenvolle Lage der Dinge für das unglückliche Land — denn bei Mißerfolgen stieg die Gefahr des Landes, der Bedarf nach Waffenhilfe, und diese Gelegenheit benutzten die Edelsten und Besten der Nation, um ihre Preise zu erhöhen für das, was eigentlich ihre schlichte Bürgerpflicht ebenso war, wie ihre Treupflicht gegen die Krone.

Daß dadurch die Kluft zwischen Adel und Volk sich immer mehr erweitern mußte, das liegt auf der Hand. Das Volk mußte dazu gelangen, im Adel geradezu den „inneren Feind“ zu sehen.

Die Niederlage von Poitiers brachte den lang schon bestehenden Groll zum Ausdruck. Bei früheren Unglücksfällen des Krieges, bei Courtray (sprich Ruhträh), bei Cruchy u. a. hatte sich der Adel nur unverständlich und leichtsinnig gezeigt, sich aber doch mit unbestreitbarer Tapferkeit geschlagen, er hatte Alles, außer der Ehre, verloren, um mit Franz I. zu reden; bei Poitiers ließ er sich schimpflich gefangen nehmen, statt Stand zu halten oder zu sterben. Die Engländer kamen in Verlegenheit, wo sie die vielen Gefangenen unterbringen, was sie mit ihnen anfangen sollten. Jeder Ritter des feindlichen Heeres hatte fünf Gefangene, denn wenn ein französischer Adliger einen englischen bemerkte und selbst von Jenem bemerkt wurde, streckte er ihm schon von Weitem seinen Degen entgegen und bat um Quartier, d. i. Schonung und Gefangennahme. Natürlich erregte das im ganzen Lande die tiefste Erbitterung, denn nun mußten von dem armen Volk die Mittel zum Loskauf aufgebracht werden, der fabelhaft große Summen erheischte bei so vielen gefangenen „Edelsten und Besten“ der französischen Nation. Außerdem huldigte der Adel einer sinnlosen Brunnstucht und Verschwendung, die natürlich auch das Ihre dazu beitrug, das Volk wirtschaftlich zu ruiniren und aufs Aeußerste zu erbittern.

Das Unglück des Landes wurde in den nächsten zwei Jahren nach der Schlacht bei Poitiers immer grauenvoller; 1358 erreichte es seinen Gipfelpunkt. Die Weinberge wurden nicht mehr bebaut, die Felder nicht bestellt, Städte und Dörfer waren verwüstet, zerstört und unbewohnt. Ueberall begegnete man den Spuren der fürchterlichsten Verwüstung, überall Jammer und Elend.

Am tiefsten erregte das Volk der Umstand, daß es etwas ganz Gewöhnliches war, die Adligen mit den Räuberbanden gemeinschaftliche Sache machen zu sehen. Konnte ein Adliger die Loskaufsumme für den Räuberbandenführer nicht aufbringen, so nahm er Dienste bei ihm auf zwei bis drei Jahre, um sie „abzuarbeiten“. Dann gab es zwar einen adligen Vampyr weniger, dafür aber einen Räuber mehr. Dester unternahmen Adelige und Räuberbanden Vorträge auf gemeinschaftliche Rechnung. Die Schäferhunde, berufen, die Heerde zu schützen, machten, wie ein Chronist schreibt, mit den Wölfen gemeinschaftliche Sache und fraßen, zusammen mit Jenen, ihre Schutzbefohlenen.

Getreide zur Aussaat und Vieh hatte der Bauer nicht mehr, auch seine Geräthe, seine Wagen nahm man ihm ab, ebenso seinen Pflug, um Sichel und Lanzenspitzen daraus zu machen. Hätte der Bauer das Alles auch gehabt und sein Feld bestellen können, so nahmen es ihm die Engländer, die Räuber oder die Adligen doch wieder ab. Darum stellte er es endlich ganz ein, so unnütze Sorgen und Mühen auf sich zu nehmen.

Der Epizyme, mit dem die privilegierten Stände den französischen Bauern belegten, war Jacques Bonhomme (spr. Schack bonn om), d. i. Jakob Gutmann, guter, dummer Tölpel könnten wir sagen.

Von ihm redeten viele Sprichwörter im Tone vollstündigster Verachtung: „Jacques Bonhomme hat einen tüchtigen Budei, er kann Alles ertragen“, hieß es da unter Anderem. Sarnohl, Jacques Bonhomme hatte allerdings einen tüchtigen, tragskräftigen Rücken, aber der Zeitpunkt war nicht mehr fern, wo er seinen Unterdrückern zeigen sollte, daß er nicht nur auf seinen tüchtigen Rücken ein gut Theil Schläge aufladen konnte, sondern daß auch seine starken Fäuste solche auszuthellen verstanden, wenn ihm endlich, endlich der Geduldfaden riß. Die gräßlichen Sünden der Bevorrechteten riefen seine wilde Rache hervor: das war eben die Jacquerie.

Wenn Frankreich sich aus dem furchtbaren Elend nach dem Untern von Poitiers überhaupt wieder aufrichten sollte, so mußte auch mit den einheimischen Volksverderbern abgerechnet werden, die zumeist mitschuldig waren am allgemeinen Zusammenbruch. Ihr „Patriotismus“ war es nicht, der das wieder aufrichtete. Aus der Tiefe des verachteten Volkes der Landleute quollen jene materiellen und idealen Kräfte der Wiedergeburt und Erlösung; die Edelsten und Besten der Nation haben dazu weder wenig beigetragen.



Ein Märtyrer der Schule.

Novelle von Henrik Sientewicz.
Deutsch von Wih. Thal.

Das Licht der Lampe weckte mich manchmal auf, obwohl ein Schirm darüber gebreitet war; und dann sah ich Michel wieder bei der Arbeit, zwei Stunden, ja sogar drei bis vier Stunden nach Mitternacht. Seine kleine, dünne und zarte Gestalt saß da, kaum bekleidet, über ein Buch gebeugt, während seine schläfrige Stimme in dem Schweigen der Nacht mit der Eintönigkeit der Betonung, die in der Kirche bei dem Kyrie Eleison der Litanei zu Tage tritt, lateinische oder griechische Verba konjugirte. Wenn ich ihn anrief, um ihm zu sagen, er möchte sich schlafen legen, antwortete er mir in sanftem Tone: „Ich kann meine Aufgaben noch nicht, Herr Bolski!“

Dann machte er sich wieder an die Bücher. Und doch arbeitete ich von vier bis acht, und von neun Uhr bis Mitternacht mit dem armen Kleinen, half ihm bei seinen Schulaufgaben, und legte mich nie eher nieder, als bis ich mich überzeugt hatte, daß er Alles wußte. Aber dieses „Alles“ war wirklich zu viel, zu viel für ihn. Hatte er die letzte Lektion beendet, so entsann er sich der ersten nicht mehr; und die griechischen, lateinischen, französischen und deutschen Konjugationen, die Namen der zahlreichen Regeln martierten seinen armen Kopf und tanzten darin eine höllische Sarabande, die ihn am Schlafen hinderte. Dann stand er auf, zündete wieder die Lampe an und setzte sich von Neuem an den Tisch, um zu arbeiten. Wenn ich ihn ausschalt, fing er an zu bitten, und weinte schließlich. Ich mußte ihm schon seinen Willen thun. Daher gewöhnte ich mich schließlich auch so sehr an diese Nachtwachen und an dieses leise Gemurmel, daß ich, wenn es mir fehlte, nicht mehr einschlafen konnte. Eigentlich hätte ich vielleicht dafür sorgen müssen, daß der arme Kleine sich nicht so über seine Kräfte anstrenge; doch was sollte ich thun?

Er mußte doch jeden Tag, wenigstens so ziemlich, seine Lektionen lernen. Soust hätte man ihn aus der Schule fortgeschickt. Und Gott weiß, was für ein Schlag das für Fran Marina gewesen wäre, deren einzige Hoffnung Michel war, seit der Tod ihres Vaters sie mit ihren beiden Kindern allein in der Welt gelassen hatte. Das war in der That eine haltlose Situation: denn auf der anderen Seite sah ich, daß diese heftige Geistesanstrengung der Gesundheit des Kindes derart schadete, daß sie seine Existenz bedrohte. Man hätte wenigstens versuchen müssen, ihn zu kräftigen und ihn durch Turnen, Marschiren und Reiten zu stärken; doch für solche körperliche Uebungen fehlte leider die Zeit. Er hatte so viel zu thun, so viel auswendig zu lernen und zu schreiben, daß ihm dazu gar keine Zeit übrig

e voll-
ne hat
agen",
s Bon-
äftigen
fern,
paß er
Theil
seine
wenn
gräß-
wilde

Stend
wieder
mischen
ist mit-
Ihr
er auf-
les der
sträfte
en und
ig bei-

le.

mal auf,
et war;
bei der
Stunden
d zarte
uch ge-
in dem
der Be-
ifson der
riedische
ihm zu
riete er
ufgaben

er. Und
ou neun
n, half
nich nie
te, daß
wirklich
Lektion
t mehr;
jen und
hreichen
tauzten
Schlafen
eder die
u Tisch,
fiug er
achte ihm
ich mich
und an
r fehlte,
hätte ich
e kleine
och was

so ziem-
man ihn
eiß, was
en wäre,
der Tod
n allein
der Thät
ren Seite
ung der
sie seine
versuchen
Turnen,
ür solche
Er hatte
nen und
eit übrig



COPYRIGHT 1894.
by PHOTOCR. GESELLSCHAFT, BERLIN.

Schottische Hochlandschaft im Schnee.

Nach dem Gemälde von J. Farquharson.

blieb. Die kurzen, der Erholung gewidmeten Augenblicke, die der Gesundheit, ja, dem Leben des Kindes so nothwendig waren, wurden ganz und gar von dem Griechisch, dem Lateinisch, dem Französisch und dem Deutsch in Anspruch genommen. Das Herz schnürte sich mir Morgens zusammen, wenn ich seine mageren Schultern unter dem Gewicht der Schultasche sich beugen sah, in die er seine Bücher gepackt hatte. Ich hat oft seine Lehrer, ihn milde zu behandeln, doch sie antworteten mir, ich wäre zu nachsichtig gegen das Kind, ich verzögere es, denn es stände ganz außer Zweifel, daß Michel nicht genug lerne. Außerdem hätte er eine sehr schlechte Aussprache und weine oft ohne ersichtlichen Grund. Diese Vorwürfe rührten mich tief; und mein einsames und trauriges Leben, das schon durch eine schwere Lungenkrankheit vergiftet wurde, wurde dadurch noch trüber und elender.

Besser als irgend Wer mußte ich wissen, ob Michel genug arbeitete oder nicht! Er war ein etwas beschränktes Kind, sehr sanft von Charakter, aber dafür mit einer solchen Ausdauer und Energie begabt, wie ich sie in ähnlicher Weise bei einem Schüler seines Alters nie getroffen habe. Der arme Michel betete seine Mutter an; man hatte ihm gesagt, sie wäre unglücklich und krank, und wenn er nicht tüchtig lerne, so würde das hinreichen, sie zu tödten. Dieser Gedanke machte ihn erzittern; daher saß er auch ganze Nächte und arbeitete, um seine liebe Mutter nicht zu betrüben. Wenn er eine schlechte Note bekam, so brach er in Thränen aus; aber es ist sicher, daß Niemand die Ursache dieser Thränen erkannte.

Ich verzog ihn nicht, auch schmeichelte ich ihm nie; doch ich verstand ihn besser als die Andern; und anstatt ihn auszufechten, wenn er nichts erreichte, that ich mein Möglichstes, ihn zu trösten.

Die Sache ging mich ja auch persönlich an, denn ich habe in meinem Leben viel gearbeitet, habe gekämpft, Hunger gelitten, im Elend gelebt; ich bin nie glücklich gewesen und werde es niemals sein. Großer Gott, das sind vergangene Dinge, an die ich nicht mehr denke. Ich mache mir auch nichts mehr aus dem Leben; aber in Michels Alter hatte ich wenigstens einige glückliche Stunden, und der Hunger quälte mich noch nicht.

Wenn man mich schlug, so weinte ich, wie jeder Andere, so lange der Schmerz dauerte; kaum aber hatte man aufgehört, mich zu schlagen, so dachte ich nicht mehr daran. Im Uebrigen lebte ich frei wie der Vogel in der Luft, ohne daß je eine Sorge mich quälte.

Michel war nicht einmal das beschiedene. Später konnte ihn das Leben ja in die Fänge nehmen und und ihn nach Herzenslust kneifen. Aber wenigstens in der Kindheit hätte es ihn lachen lassen sollen; es hätte ihm gestattet sein müssen, in der frischen Luft herumzulaufen, frei aufzuathmen und in der Sonne zu spielen.

Statt dessen sah ich den armen Kleinen stets nachdenklich, unter der Last seiner Bücher erliegend, vor Müdigkeit umfallend und mit entzündeten Augen, als bemühe er sich fortwährend, seine Thränen zurückzuhalten, zur Schule gehen und zurückkommen. In solchen Augenblicken hätte ich ihm zu Hülfe kommen und ihn trösten mögen. Ich bin auch Lehrer, und ich weiß wahrhaftig nicht, was aus mir werden sollte, wenn ich den Glauben an das Studium verlore und die Wohlthaten der Arbeit nicht mehr zu schätzen wüßte. Aber ich bin der Ansicht, daß die Schule nicht die Gestalt einer Tragödie für die Kinder annehmen darf; ich behaupte, daß die frische Luft und die Gesundheit nicht durch Griechisch und Latein ersetzt werden dürfen, und bin der Meinung, daß das Schicksal, ja, das Leben dieser schwachen Geschöpfe nicht von einer mehr oder weniger reinen Aussprache abhängen darf.

Ich erkläre ferner, daß das Ziel des Unterrichts viel leichter zu erreichen ist, wenn das Kind mit leiser Hand dahin geleitet, als wenn es durch ein Riesengewicht niedergedrückt wird, das ihm die Brust zerquetscht.

Ich bin und werde stets ein so beschränkter Mensch bleiben, daß ich meine Ansicht in dieser Hinsicht nie ändern werde; und der Gedanke an den

armen Michel, den ich so innig geliebt habe, befestigt mich nur in seiner Aufbaumungsweise.

Sechs Jahre hindurch bin ich sein Lehrer gewesen; und seit er in die zweite Klasse gekommen ist, bin ich sein Repeitor. Ich hatte also Zeit, ihn kennen zu lernen. . . . Und außerdem, warum sollte ich mich selbst täuschen? Ich liebte ihn, weil er der Sohn der Frau war, die mir theurer war, als Alles auf der Welt. . . . Sie hat es nie geahnt, und wird es niemals erfahren. . . . Ich weiß nur zu gut, daß ich. . . Herr Wolski bin, ein armer Lehrer, ein kranker Mensch. . . , während sie einer altabligen Familie angehört. Sie ist eine große Dame, eine sehr große Dame, daß es mir kaum gestattet ist, meine Augen zu den ihren zu erheben. Und doch muß sich das einsame Herz, von den Kämpfen des Lebens ermüdet, an irgend Jemanden anschließen, wie gewisse Muschelarten, die von den Wellen hin und her geschleudert werden, sich schließlich an den Felsen klammern. . . .

So habe ich auch den Kleinen lieb gewonnen. . . . übrigen, was kann ihr das schaden? . . . Ich verlange nicht mehr von ihr, als ich von der Sonne verlange, deren wohlthätige Strahlen meine armen, kranken Lungen im Frühling kräftigen.

Sechs Jahre lebte ich in ihrem Hause und sah sie lange allein, unglücklich, ihre Kinder liebend, stets gültig wie ein Engel, fast eine Heilige während ihrer Wittwenchaft. Es war also ganz natürlich, daß ich sie liebte. Und dann ist das Gefühl, das ich empfinde, nicht Liebe, es ist Religion.

Michel hatte viel Aehnlichkeit mit seiner Mutter, und oft glaubte ich sie zu sehen, wenn er die Augen zu mir erhob. Es waren dieselben zarten Züge, dieselbe Feinheit der Linien, derselbe Klang der Stimme. Sie gehörten Beide jener edlen Art von nervösen, empfindlichen, liebevollen Geschöpfen an, die zu den größten Opfern fähig sind, aber stets im Voraus mehr ausgeben, als sie dafür empfangen können und dafür in der nüchternen Wirklichkeit des Lebens nur ein mäßiges Glück genießen.

Die Naturen dieser Art fangen an auszusterven; ich glaube sogar, die Psychologen der Zukunft werden versichern, diese Wesen seien von vornherein zum Tode verdammt, denn sie kommen mit einem organischen Herzfehler zur Welt, sie lieben zu stark. Michels Eltern hatten früher ein großes Vermögen besessen, doch auch sie hatten ein zu großes Herz gehabt. Daher hatten mancherlei Schicksalsschläge sie in eine Lage gebracht, die man gerade nicht Armuth nennen konnte, die aber, namentlich im Vergleich mit der Vergangenheit, hart an die Mittelmäßigkeit streifte.

Michel war der letzte Sproß der Familie; daher liebte ihn Frau Marina nicht nur als ihren Sohn, sondern auch als ihre einzige Hoffnung für die Zukunft. Unglücklicherweise hielt sie ihn mit der allen Müttern eigenen Verblendung für ausnehmend klug. Es fehlte ja dem Kinde auch nicht an Intelligenz; aber er war einer jener Knaben, deren zuerst mäßige geistige Eigenschaften sich mit den Körperkräften entwickeln. Unter anderen Lebensbedingungen hätte er seine Studien mit leichter Mühe zu Ende führen können; aber bei dem augenblicklichen Stande der Dinge und in Anbetracht der hohen Meinung, die seine Mutter von seinen Eigenschaften hegte, quälte und marterte er sich nur in fruchtlosen Bemühungen ab.

Ich habe schon Vielerlei in der Welt gesehen, und habe mich entschlossen, mich über nichts mehr zu wundern; doch gestehe ich, daß es mir schwer wurde, zu begreifen, wie Beharrlichkeit, Arbeit und Energie eine Quelle des Leidens für dieses Kind werden konnten. Es ist traurig zu sagen, aber wenn Worte mich über Schmerzen und Bitterkeiten trösten könnten, so würde ich gern mit Hamlet sagen:

„Es giebt mehr Ding' im Himmel wie auf Erden, Als unsere Schulweisheit sich träumt!“

Ich arbeitete mit Michel, als hinge meine Zukunft von den guten oder schlechten Jenjuren, die er bekam, ab. Es ist wahr, wir hatten nur ein Ziel, das liebe Kind und ich, „sie“ nicht zu betrüben, ihr eine gute Note zeigen zu können und ein Lächeln des Glückes auf ihre Lippen zu zaubern.

Wenn es ihm gelang, eine gute Note zu erhalten, dann kehrte er ganz glücklich aus der Schule nach Hause zurück. In solchen Augenblicken konnte man glauben, er sei plötzlich gewachsen. Seine gewöhnlich so traurigen Augen lachten mit der offenen Freude der Kinder und seine Augäpfel glänzten wie angezündete Kohlen. Schnell entledigte er sich seiner Büchertasche, die seine schmalen Schultern bedrückte, und sagte zu mir: „Herr Wolski! Mama wird zufrieden sein. . . . Heute habe ich in der Geographie. . . rathen Sie einmal, wie viel?“

Und wenn ich so that, als könnte ich es nicht errathen, dann lief er auf mich zu, warf mir seine kleinen Hände um den Hals und schrie mir zu: „Eine Fünf! Eine richtige Fünf!“

Das waren die glücklichen Momente unseres Lebens.

Wenn der Abend hereinbrach, wurde Michel ganz träumerisch; er suchte sich vorzustellen, was wohl geschehen würde, wenn er den ersten Platz erzielte. Dann wandte er sich halb zu mir, halb zu sich selbst und murmelte:

„Zu Weihnachten werden wir nach Talefino reisen. Natürlich wird Schnee fallen, denn es ist ja Winter. Dann werden wir Schlitten fahren und in der Nacht ankommen. Mama wird uns erwarten, wird mich umarmen und zu mir sagen: „Und die Jenjuren?“ Dann werde ich absichtlich ein trauriges Gesicht machen. . . . Und nun wird Mama lesen: Religion gut, Französisch gut, Deutsch gut. . . . Ach, Herr Wolski.“

Dabei füllten sich die Augen des armen Kindes mit Thränen. Und ich, der ich mich wohl hütete, ihn zur Wirklichkeit zurückzuführen, sah in Gedanken das ruhige, würdige Haus von Talefino; ich sah die edle Frau, die darin lebte, und erfreute mich an ihrem Glücke, an ihrer Freude.

Ich benutzte diese Augenblicke, um Michel zu erklären, daß seine Mutter ihn nicht nur fleißig, sondern auch gesund wiederzusehen wünschte, daß er infolge dessen nicht mehr weinen, wenn ich ihn spazieren führte, und daß er nicht mehr die Nächte durchwachen dürfte. Da umarmte mich das Kind tief gerührt und erwiderte:

„Ach, ja, mein lieber, guter Herr Wolski, ich werde gesund, säkredlich gesund sein, und werde so groß werden, daß weder Lina noch meine liebe Mama mich erkennen sollen!“

Madame Marina schrieb mir oft und bat mich, über die Gesundheit ihres Sohnes zu wachen; aber zu meiner größten Verzweiflung mußte ich täglich erkennen, daß es fast unmöglich, die Gesundheit mit dem Studium Schritt halten zu lassen. Hätten die Hindernisse in den Gegenständen gelegen, die Michel lernen sollte, so wäre es mir möglich gewesen, dem abzuhelfen, indem man ihn in die vorige Klasse zurückversetzte. Aber er verstand die verschiedenen Unterrichtsgegenstände vollkommen, und nur das Lernen wurde ihm schwer, das Gedächtniß versagte. Dagegen ließ sich nichts thun; und darum klammerte ich mich an die Hoffnung, daß die fehlenden Kräfte durch die Ruhe der Ferien wieder hergestellt werden würden. Hätte Michel einen leichtlebigeren Charakter besessen, ich wäre seinerwegen nicht so besorgt gewesen. Doch das Vergnügen, das er empfand, wenn er eine gute Note bekam, wog den Kummer nicht auf, den ihm seine Mißerfolge bereiteten; und die Augenblicke des Glückes waren leider sehr selten. Ich las so deutlich in seinem Gesicht, daß ich, wenn er nach Hause kam, ganz genau wußte, was in der Schule vorgefallen war. So sagte der kleine Ostrowski, der Erster in seiner Klasse war, ein hübscher Junge, den ich oft mit Michel zusammen arbeiten ließ, daß Michel hauptsächlich darum schlechte Noten bekam, weil er eine etwas schwere Zunge hatte. Je bedrückter sich der Kleine sowohl körperlich wie moralisch fühlte, desto häufiger wurden seine Mißerfolge. Manchmal feste er sich, nachdem er lange Zeit geweint, an seinen Arbeitstisch, anscheinend still und ruhig; und doch nahm ich in diesem angefirengten Fleiße etwas Fieberhaftes, Heftiges, Verzweifeltes wahr.

Manchmal ging er in irgend eine Ecke, nahm den Kopf in beide Hände und blieb dort lange still

und nach glaubte Gleichzeit anälte schlaflos mandum

A

aus ein sind die schaum der D leuchtun lichen überfiel der Unt Seite

Wi

„Das Vordri beobach auf di und sie

Ni in Fra Stizze bande surcht Thau

Thran Wuth Boden daher erzitter Worsen gängen denen kamp durch

beginn erzwin bewuß dem f kurz sah die

Abel, richtet Einfl Geist ober mende neue für wie j Ansch helfen daß

„Das vor nicht religi Der näher er m sein. wie unter Mit möch schiel auf

Char Brau

und nachdenklich. Infolge seiner erregten Phantasie glaubte er thatsächlich seine Mutter zu morden. Gleichzeitig fühlte er sich ohnmächtig zu helfen und qualte sich in unfruchtbaren Bemühungen ab. Die schlaflosen Nächte wurden immer häufiger, und manchmal wachte er bis in den hellen Morgen hinein.

(Schluß folgt.)

Alexander L. Kielland.*

Ein Charakterbild von Ernst Brausewetter.

Alexander L. Kielland ist der ausgeprägteste Gesellschaftsatiriker unter den norwegischen Dichtern. Er betrachtet die Gesellschaft nicht aus einem subjektiven Gesichtswinkel, sondern ihm sind die Klassengegensätze zur vollen dichterischen Anschauung geworden. Er giebt das Gesellschaftsbild der Oberklassen, aber mit einer so grellen Beleuchtung ihrer Heuchelei, Kurzsichtigkeit und moralischen Verdorbenheit und einer so herben Gegenüberstellung der nackten Thatsachen aus dem Leben der Unterlassen, daß man sofort fühlt, auf welcher Seite seine Sympathien stehen.

Wie der alte, gelehrte Nabe in seiner Novelle „Das Dorfmoor“ läßt er die Oberen das siegreiche Vordringen des Neuen mit Kopfschütteln und Aerger beobachten, bis sie sich, wie dieser Nabe, voll Wuth auf die schwachen, unschuldigen „Jungen“ werfen und sie mit altem Spuk einzuschüchtern suchen.

Kielland ist jahrelang im Auslande, namentlich in Frankreich, gewesen. Er hatte dort, wie es die Skizze „Ballstimmung“ in seinem ersten Novellenbände zeigt, den Eindruck der Klassengegensätze in furchtbaren Bildern in sich aufgenommen. „Der Thau auf den Blumen der Balldame bedeutet die Thränen, die Reib und Schande, Enttäuschung und Wuth darüber geweint haben,“ und „wenn sich der Boden unter den Tanzenden beugt,“ so kommt es daher, „weil er unter dem Reibe von Millionen erzittert.“ Es ist dem Dichter wohl wie seinem Jakob Worsé in dem Roman „Garman & Worsé“ ergangen. Als er heimkehrte aus den Ländern, in denen der Klassenunterschied sich bereits zum Klassenkampf entwickelt hat und wo die untersten Klassen durch organisiertes Zusammenhalten, durch ihre Masse beginnen, die Anerkennung ihrer Menschenrechte zu erzwingen, da wurde ihm in dem alten Norwegen bewußt, wie jammervoll hier der Zustand ist, in dem sich die Arbeiter und Handwerker und Bauern, kurz die ganze Masse des Volkes noch befindet. Er sah die gährende Kluft, die Arm und Reich trennte, die Scheidengrenze, die zwischen dem norwegischen Adel, dem Beamtenstand und der Volksmasse errichtet ist, den unterdrückenden und kulturhemmenden Einfluß, den die Frömmerei und die machterstrebende Geistlichkeit ausüben.

Aber Kielland ist kein Polemiker, wie Björnson oder Garborg, er läßt seine Gestalten nicht flammende Reden halten und verkündet nicht begeistert neue Ziele. Der Polemiker will überzeugen, wirken für seine Ueberzeugung, aber Kielland hat wohl, wie jener Jakob Worsé, erkannt, daß zwischen seinen Anschauungen und denen jener Leute, denen er helfen möchte, ein zu großer Abstand besteht, als daß diese ihm schon jetzt zu folgen vermöchten. „Das Herunterreißen des alten ererbten Nestes vor den Autoritäten, das wird Euch Aufwieglern nicht gelingen, dazu ist unser Volk zu loyal und religiös,“ sagt der Amtmann in dem Roman „Arbeiter“. Der Polemiker muß der Auffassung seines Publikums näher stehen, er muß einseitiger, kurzfristiger sein, er muß halb befreit, aber auch noch halb gefesselt sein. Das trifft bei Kielland nicht zu. Er sitzt wie auf einem hohen Felsenthron, und das da unten erscheint ihm Alles so klein und jammervoll. Mit vernichtendem Lächeln blickt er herab. Und doch möchte auch er gern den Weg bahnen, Bresche schießen in diesen Thurm einer veralteten Weltanschauung. Darum greift er zu der Waffe des

Spottes, der Ironie, der einzigen, die dort Erfolg haben kann, wo man noch nicht auf Verständnis zu rechnen vermag. Wie in einem Eismantel sitzt er dort oben und läßt und spottet und zeigt mit Fingern hinter die aufgerissenen Vorhänge der so feinerhüllten Gesellschaftslüge. Sein Lachen klingt hart und schneidend, denn es liegt Schmerz dahinter, der Schmerz Dessen, der züchtigen muß und doch lieben möchte. Warum — wird angesichts einer Schaar von Auswanderern in dem Roman „Arbeiter“ gefragt — warum wandern aus diesem schönen Lande mit seiner freien demokratischen Verfassung alljährlich tausende und abertausende fleißige, strichsame Bürger, die von tiefer Liebe zu ihrem Vaterlande erfüllt sind, aus, einer ungewissen, mühevollen Zukunft entgegen, nicht etwa verkommene, mittellose Leute, denen kein anderer Ausweg bleibt, sondern Jünglinge und Männer, ganze Familien, die seit Jahren arbeiten und sparen, um dieses Ziel erreichen zu können? Und dieser Roman „Arbeiter“ giebt mit der schrillsten satirischen Beleuchtung der norwegischen Zustände die Antwort darauf. Gleich der Titel ist eine Satire, denn nach der Auffassung des Herrn Minister Bennechen sind die wahren Arbeiter die — Beamten, „der Kreis von Männern, welche die Ordnung höher halten, als den Eigenwillen, welche tren und gehorsam gegen die unerschütterlichen Wahrheiten, die uns die Väter in ihren Gesetzen und in ihrem frommen Glauben hinterlassen haben, sich um den Thron schaaren.“ Und nun wird gezeigt, wie in diesem Ministerium gearbeitet wird, und wie die Gerichte ihre hohe Aufgabe, Recht und Gerechtigkeit zu verbreiten, erfüllen, wie diese Gesellschaft die hohe Moral beihätigt, deren Verfechterin sie sich nennt. Es wird gezeigt, wie ein Bauer, der eine kulturfördernde Idee hat, sein Vermögen verprozessiren muß, weil man sie ihn nicht ausführen läßt, wie seine Eingabe an das Ministerium ihm erst nach Jahren, als er auf dem Wege nach Amerika ist, zurückgegeben wird mit dem Bescheide — daß sie vor ein anderes Ministerium gehöre, wie seine in die Stadt gefandte Tochter in dem Hause des Herrn Ministers, mit Wissen desselben und seiner hochmoralischen Gattin, einem elenden Untergange preisgegeben wird, wie die Presse ihre Kulturaufgabe erfüllt, welche Einflüsse zu Macht und Stellung verhelfen, und wie die beiden einzigen anständigen Menschen in dem Hause des Ministers so behandelt werden, daß auch sie schließlich voll Gsel dem Allen den Rücken wenden und nach Amerika gehen, indem Johann Bennechen, der Sohn des Ministers und das Sprachrohr des Dichters, zu dem Bürochef, Kammerherrn Delphin, sagt: „Sehen Sie, die Uniformirten bleiben zurück in diesem Lande und vermehren sich — die Uniformirten und die Perlmücken! Die letzte Ratte, die das Schiff verläßt, das wird der Armenvorsteher sein.“

Der Anschauung der herrschenden Klassen, daß Alles sehr gut sei, so, wie es ist, reißt Kielland Schritt für Schritt den Schleier herab.

In seinen ersten Romanen „Schiffer Worsé“ und „Garman & Worsé“ suchte er die alte und neue Zeit in Gegensatz zu stellen, den Entwicklungsprozeß in der Oberklasse zu veranschaulichen: die Generation des Großvaters, in der die Oberklasse eine abgeschlossene Bildung haben konnte und „in einer ruhigen, selbstsicheren Gesellschaft lebte mit aristokratischen Kenntnissen nach außen und mit aristokratischer Unwissenheit im Innern“, die Mittelgeneration, die schon eine feste Lebensanschauung hatte, als das Neue auf sie einströmte, und die daher gegen dasselbe einen mißvergnügten Kampf führte, und endlich die junge Generation, in deren Köpfe die alten Grundsätze wohl in der Schule eingepaukt sind, in ihnen aber nicht mehr zur Ueberzeugung zu werden vermochten, die daher in Zweifel und Unsicherheit hin- und hertastet, da ihr der Boden überall unter den Füßen wankt. Und die Generation hat nicht die Kraft und nicht die Fähigkeit, den Kampf für das Neue gegen das Alte aufzunehmen, ihre Sympathie gehört dem Neuen, aber das Alte steckt ihr zu tief im Blute. Für diese Menschen giebt es daher nur eine Rettung, die Arbeit, die unermüdbliche Arbeit, bei der man nicht Zeit hat, um sich zu

blicken, und nach der man sich Abends müde und befriedigt zur Ruhe legen kann.

Hier und da rafft sich solch ein Junger empor, wie Johnsen in „Garman & Worsé“ oder wie Abraham Lövdahl in „Fortuna“, um für die Armen und Unterdrückten und gegen die Heuchelei aufzutreten, aber seine Kraft versagt; bald läßt er sich wieder einfangen und taucht in der allgemeinen Heuchelei unter, die „die Lebensmacht dieser Gesellschaft“ ist.

Und dabei wird der Tanz um das goldene Kalb ein immer wilderer, er lockt den Gelehrten aus seiner Studirstube, er erfährt wie im Taumel den Vertreter der Kirche, die vorgiebt, das materielle Streben zu verdammen. Geld, Geld wird das Einzige, worum sich das Leben dreht. Und in der Jagd nach dem bricht noch der letzte moralische Halt in ihnen zusammen, sie werden zu Betrügnern und Schurken. Aber für ihre offenkundigen Verbrechen, von denen man von Mund zu Mund spricht, giebt es keine Anklage, kein Gericht, denn man darf die „Stützen der Gesellschaft“ nicht antasten, man muß die Vogelstrauß-Politik betreiben aus Angst, daß sonst Alles zusammenbrechen könnte. („Fortuna.“)

Die Masse, die Armen, die Arbeiter müssen nur froh sein, wenn sie nach all diesen Schurkenstreichern der Reichen, die selbst die kostbaren Sparschillinge der Arbeiter verschlungen haben, gegen einen Zammerlohn Arbeit bekommen, sie dürfen nicht aufreten und Rechte und Freiheiten fordern. („Fortuna.“)

Und in einer Gesellschaft, in der die Heuchelei die Lebensmacht ist, „in der das Christenthum faktisch nicht mehr existirt,“ in der man es aber liebt, sich in den Mantel der Frömmigkeit zu hüllen, in einer solchen Gesellschaft muß der Vertreter der Kirche zum schlimmsten Heuchler, zum rücksichtslosesten Machtstreber und zum gefährlichsten Gegner der Kulturentwicklung werden.

Schon in „Garman & Worsé“ zeigt sich in der Gestalt des schlauen, Alles erreichenden Probstes Sparre und des aalglatten, gleichnerischen Pastors Martens dieser Einfluß der Geistlichkeit. Sie, die die Gleichberechtigung aller Menschen vor Gott verkündet, macht selbst noch am Grabe zwischen Reich und Arm einen Unterschied. In „Schiffer Worsé“ wird die glückzerstörende Pietisterei im Volke selbst in bitteren, aus dem sonstigen ironischen Tone Kiellands herausfallenden Farben, fast ernst und traurig, verkörpert. Greller und schärfer hervortretend wird die ironische Beleuchtung in dem Roman „Fortuna“ und namentlich in der Erzählung „Das Johannisfest“, in welchen beiden der Pfarrer Morten Kruse, dem der berühmte Lars Ostebal als Modell aus der Wirklichkeit gebient haben soll, sich vom kleinen unscheinbaren Pastor zum allmächtigen Beherrscher der Gemeinde und der ganzen Stadt empor-schwingt. Durch sein Heer von „Kaninchen“, seine kriechenden, verleumderischen und wühlenden Sendboten spinn er sie nach und nach mit dem grauen Gewebe einer alle Wahrheit, Offenherzigkeit und alles freimüthige Vorwärtsstreben vernichtenden Heuchelei ein. „Bald wurden mit einer nie gekannten Kaltblütigkeit Versprechungen gebrochen und Ansichten gewechselt.“ („Johannisfest.“)

Er, der selbst sein ganzes Vermögen aus wahn-sinniger Geldgier in das Spekulationsunternehmen „Fortuna“ hineingesteckt hat, der für keinen Armen aus eigenen Mitteln einen Heller hergiebt und in dessen Hause, abgesehen von seiner eigenen Person, eine an Geiz grenzende Knickerigkeit herrscht, predigt wie aus heiliger Ueberzeugung: „Nicht Gold, nicht Silber, nicht Kupfer sollt Ihr in Eueren Gürteln haben“, sodas seine alte ehrfame Mutter voll Empörung über diese Heuchelei die Kirche verläßt. („Fortuna.“)

Und diese Alles überdeckende Heuchelei tritt in einer ebenso grellsatirischen Beleuchtung der Moral-auffassung der Gesellschaft zu Tage, wenn in der kleinen Erzählung „Elsa“ gezeigt wird, daß sie mit all ihren Vereinen zur Rettung gefallener Mädchen und nothleidender Wöchnerinnen, mit all dem Wohlthätigkeitsgethne und der salbungsvollen Phrasen-drechelei ein junges Mädchen nicht vor dem sittlichen Untergange zu retten vermag. Vereinsparagraffen, persönliche Abneigungen und Wichtigthueri verhindern

* Aus einem Werke: „Nordische Reiseromanen“, mit Charakteristiken der Verfasser, herausgegeben von Ernst Brausewetter.

wieder und wieder, daß das Mädchen, eine entwicklungsfähige Natur, einer verdorbenen Umgebung entzogen wird. — — —

Kielland ist nicht Psychologe. Wo es gilt, eine Umwandlung in einem Charakter vor sich gehen zu lassen, wo er uns Einblick geben sollte in die tieferen Beweggründe für das Handeln seiner Personen, da versagt seine Gestaltungskraft. Er sieht nur den gesellschaftlichen Zusammenhang der Ereignisse, nicht ihre psychologischen Ursachen in dem Einzelindividuum, oder wo er diese sieht, vermag er ihnen doch nicht zu recht überzeugender Darstellung zu verhelfen. Aber andererseits war eine solche Darstellung auch nötig, wenn er eben ein Gesellschaftsbild geben wollte, das Individuelle mußte dann zurücktreten hinter dem

Typischen. Indem er auf Das verzichtete, was nicht in seiner Schaffenssphäre lag, erzielte er um so vollkommeneren Wirkungen in Dem, was er zu bieten wünschte.

Daß man einem Dichter, der so rückwärtslos der Gesellschaft den Schleier abriß, der mit solch lautem Lachen selbst die in den verborgensten Winkeln Eigenden answachte, nicht wohlgesinnt sein konnte, ist nicht verwunderlich. Ein Mann, der so „krasse, gefährliche“ Anschauungen errathen ließ, der mußte „allen anständigen Menschen gründlich verhaßt sein“ (wie Abraham Lövdahl in „Fortuna“), dem konnte man nicht eine Dichtergage bewilligen, wie sie sonst die großen norwegischen Autoren haben. Da half selbst die energische Verwendung des so populären

Björnson nichts. Man verschanzte sich dahinter: Kiellands Werke seien nicht national! Der wohlfeilste Einwand, den man immer findet, wenn Anschauungen, die auf einer höheren Geisteswarte erzielt sind, verfochten werden. Das wäre das Leben, wie es draußen in den bösen Kulturländern sich abspiele, nicht aber in dem stillen, frommen Norwegen. Nur ein Feind seines Vaterlandes könne eine solche Beleuchtung der heimathlichen Zustände bieten.

Und doch wach eine tiefe Vaterlandsliebe, wach grimmiger Schmerz spricht aus jenem Auswandererkapitel in Kiellands Roman „Arbeiter“, wie fest klammert er sich gerade an die engen, kleinen, heimischen Verhältnisse, in denen freilich die Gegenätze nur um so krasser werden.



Aus dem Papierkorb der Zeit.

Schottische Hochlandshaft im Schnee. (Zu unserem Bilde.) Wir befinden uns mitten im Winter, in der Zeit, da mit dem letzten bleichen Strahl der sterbenden Sonne auch schon die Nacht hereinbricht und ihren weiten, dunklen Schattenmantel über die schneebedeckte Erde breitet. — Und der Ort, an den uns der Maler unseres heutigen Bildes, J. Farquharson, versetzt, ist Schottland, genauer jenes viel besungene und gezeierte schottische Hochland, dessen eigenartigen Naturreizen und dessen Stimmungszauber der gemüthstiefe Volksdichter Robert Burns in seinem

Mein Herz ist im Hochland,
Mein Herz ist nicht hier.
Mein Herz ist im Hochland,
Im grünen Revier . . .

einst so beredten Ausdruck verliehen hat. Freilich, auf unserem Bilde ist nichts zu sehen von dem frischen Grün der Fluren und Wälder, von denen der Dichter singt. Eifriger Frost hält zur Zeit das schöne Hochland unklammert, stumm und trostlos — wie anklagend strecken die Bäume ihre kahlen Äste in die rauhe Winterluft, und wohin das Auge blickt, gewahrt es nichts, als das eisförmige, leuchtende Weiß des Schnees, jenes reinen, feuchten Leichentuches, in das Mutter Natur ihr todttes Kind, die Erde, einzuhüllen pflegt. Doch auch der Tod hat ja seine Schönheit. Das sehen, das fühlen wir, wenn wir uns einmal eine Weile ganz der winterlichen, „müdebeglänzten Januernacht“ hingeben, die J. Farquharson vor unser Auge hingestellt hat, und zwar mit solch seinem Naturempfinden und mit solcher Eindringlichkeit, daß er uns völlig in seinen Bann schlägt, daß er uns zwingt, mit ihm und wie er jenes Stück schottischer Hochlandshaft zu betrachten und in uns aufzunehmen. Mir wenigstens ist es, als stände ich selbst mitten in dieser Landschaft, irgendwo am Rande des schwarzen, erstorbenen Gehölzes, als sähe ich die stummen, zottigen Bockstiere, die hier oder dort noch einige dürre Halme zu entdeden hoffen, leidhaftig vor mir; Wirklichkeit scheint mir die weite, leuchtende Schneefläche, auf die der alte, korrige Baumstumpf rechts im Vordergrund seine gepunzten Schatten wirft, Wirklichkeit der dunkle Nachthimmel, mit seinen weißen, geisterhaft dahinjehenden Wolken, Wirklichkeit das klare Silberlicht des Mondes, das Alles ringsumher und so mich selber erfüllt mit einem tiefen, tiefen, stillen Frieden.

Der naturwissenschaftliche Beobachter.

Die Medizin befindet sich in Bezug auf ihren Heilmittelschatz in einem fortwährenden Kreislaufe. Sie kommt immer wieder auf Arzneien und Heilmethoden zurück, die in der Heilkunde schon früher einmal eine Rolle gespielt haben. Freilich wird man sich hüten müssen zu behaupten, daß die Medizin zurückgeht. Welcher Unterschied bei aller äußeren Ähnlichkeit zwischen der am Anfange dieses Jahrhunderts allgemein gültigen Humoralpathologie (der Krankheitslehre, welche die Entstehung der Krankheiten aus einer schlechten Blutmischung ableitete) und der modernen Serumtherapie, mit ihrer bakteriologischen und chemischen Begründung, die in diesen Blättern einmal von Hn. dem Leser dargestellt worden ist.

Aus dem Jahre 1713 stammt ein Buch von Franz Rautlin, das den geschmackvollen Titel „Dreapothek“ trägt. Es ist eine ausführliche Arzneimittellehre, die aber nur Arzneien enthält, die aus widerlichen oder ekelhaften

Stoffen zusammengesetzt sind. Beim Lesen dieses Buches muß man oft hell anlachen, was da für wunderliche Dinge als heilkräftig angepriesen werden. Unter Anderem ist sehr oft vom Urin als Heilmittel die Rede. Durch neuerdings von Dr. Kemperer-Berlin vielfach angestellte Versuche ist die Wirksamkeit des Harnstoffes, eines der Hauptbestandtheile jedes Urins, als harntreibendes Mittel festgestellt worden. Er wird bei allen Krankheiten, bei denen die Ausscheidung des Harnes aus dem Körper eine spärliche ist, angewendet. Innerlich in Dosen von zehn bis fünfzehn Gramm täglich als salpetersaurer Harnstoff genommen, soll es jedoch ansgesetzt werden, wenn es innerhalb fünf Tage keine Wirkung zeigt. In den wenigsten Fällen war dies erforderlich. Das Mittel ist ganz ohne unangünstige Nebenwirkung.

Von Dr. Thomalla ist nach einer Selbstanzeige in der Centralzeitung für Optik und Mechanik die Erfindung einer neuen Schutzbrille gemacht worden, die in gewerbehygienischer Beziehung von großem Nutzen zu werden verspricht. Die bisher gebräuchlichen Schutzbrillen waren aus Glas oder einem Drahtgestell. Durch den Draht ist das Sehen außerordentlich erschwert. Das Glas, welches vor Hitze und Berührungen das Auge schützen sollte, erfüllte beide Zwecke nur in höchst unvollkommenem Maße. Konnte auch der Gegenstand, der gegen das Auge flog, dieses nicht direkt treffen, so zerbrach er häufig das Glas und trieb die Glassplinter ins Auge hinein. Bei Arbeiten vor dem Feuer erwartete sich innerhalb kurzer Zeit das Glas und konnte daher nicht das Austreten der gefährlichen chronischen Lidhautentzündung verhindern. Thomalla benutzt zu seiner Brille überhaupt keinen Draht, er wendet statt des Glases Gelatoid an, eine elastische, feste, vollkommen durchsichtige Masse, die noch mit einer feinen Schicht Collodium überzogen ist. Born und an den Seiten der Gelatoidscheiben sind Löcher angebracht, durch welche die zwischen Auge und Brille befindliche Luft fortwährend erneuert und so der Erhitzung des Auges vorgebeugt wird. Bei angestellten Versuchen blieben die Scheiben unverletzt, trotzdem mit ziemlicher Heftigkeit Eisen- und Steintheilchen dagegen geworfen wurden. Auch glühende Hitze konnte die Scheiben nicht im Geringsten verändern. Während vollends Brillengläser beim Eintritt von kalter in warme Luft bekanntlich sofort anlaufen, tritt dieser Uebelstand bei den Gelatoidbrillen nicht ein. Die Herstellung der Brillen geschieht bei der Fabrik von Nische und Günther in Rathenow.

Die Anwendung von Spiritusverbänden wird bei eitrigen Geschwulsten empfohlen. Der Alkohol wirkt durch die Haut ziemlich tief antibakteriell und bringt dadurch die eitrigen Prozesse zum Stillstand. Ein Spiritusverband besteht aus einer achtfachen, mit Spiritus (natürlich nicht denaturirtem) getränkten Mullschicht, aus einer 2-3 cm dicken Watterschicht, die mit durchlochtem und nachlässigem Stoff umwickelt wird. Auf offenen Wunden sind die Schmerzen nur momentan und gering.

In den Annalen der Physik und Chemie theilt D. Schott die Entdeckung einer neuen Art elektrischen Lichtes mit. „Elektrisches Kapillarlicht“ ist es von ihm bezeichnet worden. Schott benutzte einen Induktor, der von acht Akkumulatoren gespeist wurde und so Funken von 25 Zentimeter Länge gab. Er ließ die Funken durch eine Glaskapillare hindurchschlagen. Unter dem gewöhnlichen Luftdruck erglänzte die Kapillare in außer-

ordentlich hellem Lichte. Wenn man den Versuch fortsetzt, so erwärmt sich die Röhre stark und die Helligkeit des Lichtes läßt nach. Um das Erwärmen der Röhre zu vermindern, umgab Schott die Kapillare mit einer weiteren wassergefüllten Glasröhre. Die Funken konnten nun eine halbe Stunde durchschlagen, ohne daß die Helligkeit des Lichtes ab- und die Erwärmung besonders zunahm. Nach Schotts Angabe ist das elektrische Kapillarlicht im Verhältniß zum elektrischen Bogenlicht bedeutend stärker. Ob es zu Beleuchtungszwecken allgemeine Anwendung finden kann, wagt der Entdecker nicht zu entscheiden. Bei der Erzeugung des Lichtes war weder die Beschaffenheit des Glases noch das Material der zuleitenden Drähte von besonderer Wirkung.

Da wir denn nun einmal bei der Elektrizität sind, so geizt es sich auch, etwas Neues von den Röntgenstrahlen zu berichten. Nach einem Bericht im Centralblatt für Physiologie muß man annehmen, daß das Insektenauge für X-Strahlen empfindlich ist. Das Insektenauge hat bekanntlich einen ganz anderen Bau als das des Menschen. Wenn man Fliegen in eine Schachtel thut, die zur Hälfte Holzwände, zur anderen Hälfte Bleiwände hat, so sieht man, daß bei der Betrachtung durch Röntgenstrahlen die Fliegen nach der Hälfte der Schachtel wandern, welche aus den für die X-Strahlen durchlässigen Holzwänden besteht. Nach einer Reizungsnotiz soll ein drei Jahre hindurch blindes Mädchen im Laboratorium Edison's durch die Röntgenstrahlen im Stande gewesen sein, die Umrisse von Gegenständen zu sehen. Da aber die Nachricht aus Amerika kommt, wird man gut thun, sie mit der gehörigen Vorsicht aufzunehmen.

Hippocrates.

Räthsel-Ecke. Räthsel.

Sie war vierzig, er war zwanzig,
Bräut'gam waren sie und Brant.
Selten wohl ein Brautpaar fand sich,
Das so wenig mich erbaut.

Denn sie tauschten übertrieben
Heiße Küsse fort und fort,
Und sie stammelten: „Wir lieben
Zweigeitheit das Räthselwort.“
Während Manche das erfrente,
Hab ich still bei mir gemeint:
„Eure Liebe, liebe Leute,
Ist das Räthselwort vereint.“

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 3:
Wortwechsel.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Herrn Edgar Steiger, Leipzig, Dstfr. 14, richten